

herrnhuter

Zeitschrift der Herrnhuter Brüdergemeine in der Schweiz · Nr. 14 (2017)



Henning Schlimm (1931-2017)

Zeitzeuge, Weggenosse, Seelsorger und Bischof

Zu diesem Heft

Es ist das Bild eines zum Gegenüber geneigten Menschen, das mir zuerst vor Augen kommt. Und ich vermute, nicht nur mir. Nicht nur ein guter Zuhörer, ein intensiv Zugewandter, eine wesentlich seelsorgliche Person. Das könnte die erste Beschreibung sein des Mannes, dem dieses Heft gewidmet ist: Henning Schlimm, Pfarrer unter anderem in Bern, Montmirail und der französischen Schweiz, auch Bischof der Brüder-Unität, 1988 zu einem solchen eingeweiht. In der Festschrift zu seinem 70. Geburtstag hat ein Schulfreund sehr richtig notiert: „Hätte man uns prophezeit, er würde eines Tages Bischof sein, so hätten wir dies nicht mit Staunen oder gar Gelächter quittiert, sondern als Information über eine selbstevidente Tatsache angesehen.“

Am 16. Juli 2017 ist Henning Schlimm verstorben. Beim Liebesmahl im Anschluss an die Bestattung gab es eine Fülle von Erzählungen über Begegnungen mit dem Verstorbenen.

Dieses Heft sucht den anderen Weg, ein wenig die Erinnerung wachzuhalten. Es sind auf den folgenden Seiten vor allem Texte von Henning Schlimm abgedruckt, Predigten, Rundbriefe oder Artikel. Das Heft versucht nicht, ein abgerundetes Bild zu vermitteln, sondern nutzt die uns in Basel vorliegenden, auch persönlichen Dokumente, angereichert durch Bilder aus dem Familienbesitz, um ein klein wenig Einblick zu geben in Leben und Wirken eines Menschen, der für viele sehr wichtig wurde und dessen herausragende Eigenschaft war, Mit-Mensch zu sein, in der Nachfolge Jesu Christi, sei ganzes Leben lang. So sind ausser dem Lebenslauf die Texte bestimmten Stichworten zugeordnet: Offenheit, Freiheit, Gerechtigkeit, Schuldbekennnis und Vermächtnis. Das Wirken in den späteren Jahren in Südafrika, die Zeit in Königsfeld, mancher Dienst in der

Schweiz sind nicht explizit beschrieben. Das alles darf von anderen noch ge- und beschrieben werden. An dieser Stelle soll mein Jugendpfarrer, der Mensch, der mich durch das Angebot eines Gemeindepraktikums nach der Matur zur Theologie und in den Gemeindedienst gebracht hat, der väterliche Kollege und Freund, und nicht zuletzt der als Eisenbahnliebhaber Seelenverwandte zu Wort kommen, in der Hoffnung, dass für viele dies mit freundlichen Erinnerungen und Dankbarkeit verbunden ist.

Ihr Volker Schulz



Der Eisenbahnfreund Henning Schlimm unterwegs mit Anne, seiner zweiten Frau

OFFENHEIT

Predigt über Lukas 17

Diese Kurzpredigt wurde am Missionsfest im September 1985 in Montmirail gehalten in der für Henning Schlimm typisch Art: als Drei-Satz.

Text: Und es geschah, während er nach Jerusalem unterwegs war, dass er durch das Grenzgebiet von Samaria und Galiläa zog. Und als er in ein Dorf hineinging, kamen ihm zehn aussätzige Männer entgegen. Sie blieben in einiger Entfernung stehen und erhoben ihre Stimme und riefen: Jesus, Meister, hab Erbarmen mit uns! Und als er sie sah, sagte er zu ihnen: Geht und zeigt euch den Priestern! Und es geschah, während sie hingingen, dass sie rein wurden. Einer von ihnen aber kehrte, als er sah, dass er geheilt worden war, zurück, pries Gott mit lauter Stimme, fiel ihm zu Füßen auf das Angesicht nieder und dankte ihm. Und das war ein Samaritaner. Jesus aber antwortete: Sind nicht zehn rein geworden? Wo sind die übrigen neun? Hat sich keiner gefunden, der zurückgekehrt wäre, um Gott die Ehre zu geben, ausser diesem Fremden? Und er sagte zu ihm: Steh auf und geh! Dein Glaube hat dich gerettet. Lukas 17, 11-19

Meine lieben Schwestern und Brüder!

Wir haben es gehört: wieder einmal verblüfft Jesus uns alle wie damals seine Jünger, ein sogenannter Aussenseiter steht auf einmal in

der Mitte, ein verhasster, abscheulicher Samariter. Ein doppelt Unreiner: Krank, von Gott geschlagen und dazu noch mit einem nicht ernstzunehmenden, ja gefährlichen Mischglauben, ein Samaritaner. Er stellt einen Fremden in die Mitte; der ist der einzige, der wirklich umgekehrt ist, der sich wirklich bekehrt hat. Der hat die letzte Tiefe des Gotteslobs erreicht. Ich hörte einmal einen törichteren Besucher Südafrikas sagen: die Schwarzen dort kennen in ihrer Sprache nicht das Wort »danke«. Er folgerte: typisch, die Schwarzen können nicht einmal danken. Dabei hat er nicht verstanden, dass Afrikaner viel tiefer ausdrücken, was »danken« heisst. Danken heisst, sich dem anderen, von dem man etwas empfangen hat, ganz anvertrauen, ganz hingeben. Statt: »ich danke dir« sagt z. B. ein Basuto: Das hast du gut gemacht! oder der Herero: Das war nötig! oder der Zulu: Du bist mir eine gute Milchkuh! Also: den anderen loben, zugeben, dass man ihn braucht, von ihm das Leben (die Milchkuh ist das Leben!) erwartet. »Missionsfest«: Wir werden heute von einer grossen Gemeinde von Jesus in der ganzen Welt eingeladen zur Gemeinschaft mit ihnen, von den Afrikanern, denen aus dem Pazifik, aber genauso von Asylanten, Drogenabhängigen oder unruheverbreitenden Jugendlichen, die Jesus begegnet sind: Komm, kehr mit uns um zu Jesus und lerne danken. Und dieser Samariter hier, der ist ihr Sprecher.

1. Komm in die Gemeinschaft der Hilfsbedürftigen - Jesus sieht uns!

Die neun Leute, es waren wohl Juden, die alle doppelt geschlagen waren: krank und von Gott gestraft, wie man damals meinte, die hatten den, der noch mehr geschlagen war als sie, in ihre Gemeinschaft aufgenommen. Wenn meine Frau und ich zusammen im fremden Gebiet unterwegs sind, dann tue ich mich immer sehr schwer, einen Unbekannten nach dem Weg zu fragen. Dann sagt sie: »Warum willst du dir nicht helfen lassen?« Ja, warum? Was für ein Stolz, was für eine Selbstgerechtigkeit steckt wohl dahinter? Welche Überzeugung von der eigenen Leistung? Lassen wir uns mitreissen vom »Jesus, lieber Meister, erbarme dich unser«! Jesus hört und sieht uns, er ist nämlich auf dem Weg nach Jerusalem, ganz an der Grenze, zwischen Galiläa und Samarien, zwischen halb draussen und ganz draussen. Und er, der auf dem Weg zum Kreuz ist, der Gekreuzigte, der »hilflose Helfer«, der ist allein wirklich der Helfer.

2. Komm in die Gemeinschaft der Geheilten — Jesus hilft uns!

Ich danke dir! heisst auf Xhosa: Ninga dinwa nongomso! Werde auch morgen nicht müde. Hilf mir wieder! Du kannst helfen! Ich lege mich als ganzer Mensch in deine Hand. Wieviel mehr in die Hand Jesu. Jawohl, die körperliche Heilung gehört dazu. Aber wir wissen alle: körperliche Krankheit ist oft die Folge davon,

dass jemand allein ist, kein Vertrauen hat, kein Ziel, aber Angst. Jesus hat mich von der körperlichen Heilung zum ganzen vollen Heil gebracht. Das ist seine Mission, unsere Mission. Ja, höre das, du Mutloser und Gehetzter. sage das dem Krebskranken, oder zeige es ihm. Und lebe es dem unruheverbreitenden Menschen unserer Tage vor, und gib dich ganz hinein in die Gemeinschaft der Kranken, Elenden und Verfolgten unserer Tage. Höre den Schrei aus den Gefängnissen und Slums, aber auch aus der gekränkten Schöpfung, hier ist der einzige Helfer. Er vergibt, macht neu.

3. Komm in die Gemeinschaft der Umkehrenden - Jesus wartet auf uns!

Erst wo der Mann umkehrt, als Lobender, als Dankender, da kehrt er wirklich um, da bekehrt er sich. Steig aus aus der Leistungsgesellschaft. In Afrika sagte mir ein Christ: Die Brüdergemeine ist eine Kirche, die nicht danken kann. Er meinte: da kann man nicht mal jemand loben. Vielleicht stimmt das auch bei uns. Ich möchte Ihnen, Euch, heute einmal danken, dafür, dass Ihr da seid, dient, helft. Damit kehre ich um zu Euch. Und wir alle kehren um zu unserem Herrn. »Wo sind aber die neun?« ist eine echte, offene Frage: Für euch ist Platz bei mir! Du sollst dich nicht nur darüber freuen, dass du mit heiler Haut davongekommen bist und so weitermachen wie vorher, sondern: tritt ein in die Gemeinschaft der Dankenden und Lobenden, der Umkehrenden. Umkehr aus Dank! Dann darfst du immer sagen: Herr, mach



Henning Schlimm an der Unitätssynode 1974 in Kingston, Jamaica

weiter so, mach morgen wieder so mit mir, werde auch morgen nicht müde.

Das Abendmahl nannte man früher allgemein, heute noch in einigen Kirchen: Eucharistie. »Eucharistia« ist Griechisch und heisst: Dankgebet. Weil im Mittelpunkt des Abendmahls das Dankgebet stand, nannte man das ganze Abendmahl so. So können wir alle (gleich) das Danken üben, indem wir mit Jesus und miteinander und mit allen unseren

Schwestern und Brüdern das Abendmahl feiern. Vorgeschmack der Ewigkeit.

Amen.

ERFÜLLTES LEBEN

Lebenslauf von Henning Gottfried Schlimm

*Dieser Lebenslauf wurde von ihm selbst
verfasst am 6. Mai 2011.*

Ich, Henning Gottfried Schlimm, wurde geboren am 27. Oktober 1931 in Magdeburg. Mein Vater, Reinhold Schlimm, stammte aus Königsberg in Ostpreussen, meine Mutter aus Magdeburg.

Mein Vater war Polizeioffizier; wegen seines Widerstandes gegen das Regime des Nationalsozialismus wurde er schon 1934 zwangsweise pensioniert mit einer geringen Pension. Nach mehreren Umzügen kamen meine Eltern nach Gnadau, einer Siedlung der Herrnhuter Brüdergemeine. Meine Eltern fanden dort innere und äußere Heimat und ein Stück Schutz unter Gleichgesinnten. Diese tragende geistliche Gemeinschaft setzte sich fort, als meine Eltern mit uns zwei Kindern 1938 nach Essen im Ruhrgebiet umzogen. Sie schlossen sich dort der Bekennenden Kirche an und hatten enge Verbindung einerseits zu Pfarrer Wilhelm Busch und seiner Jugendarbeit und andererseits zur Brüdergemeine in Neuwied unter Pfarrer Gerhard Reichel. Dies hat schon früh auch unseren Weg als Kinder geprägt. 1939 wurde mein jüngerer Bruder geboren, 1943 meine jüngere Schwester. Ich absolvierte 1938 bis 1942 die Volksschule und hatte eine mutige Lehrerin, die mir als Christin mitten im Durcheinander der Zeit den Weg zu



Henning Schlimm, 11-jährig

einem verantwortlichen Leben vor Gott zeigte. 1942 trat ich ins Gymnasium in Essen ein, schon 1943 wurden wir nach zweimaliger Bombenzerstörung der Schulgebäude in die Kinderlandverschickung nach Tschechien gezwungen. Ich entkam durch geschicktes Handeln meines Bruders und unseres Vaters und konnte schon im Herbst 1943 Schüler im Zinzendorfgymsnasium der Herrnhuter Brüdergemeine in Niesky werden. Diese Schule in der Oberlausitz wurde erst am 1. Oktober 1944 verstaatlicht, ich habe noch viel Hilfe zum Leben durch Lehrer und Erzieher erfahren, die uns den Weg zum Glauben und zum verantwortlichen Handeln gezeigt haben.

Anfang 1945 mussten wir vor der herannahenden Front fliehen, ich kam aber

sicher nach langer Fahrt nach Essen und stieß zu meiner Mutter und den beiden jüngeren Geschwistern. Vater war inzwischen Soldat geworden, der ältere Bruder hatte in Tschechien bleiben müssen. Erst im Sommer 1945 waren wir alle wieder zusammen. Ich habe nach reicher und sehr gut geführter Schulzeit dann 1952 das Abitur gemacht. Die Zeit war begleitet von einem klaren und lebensgestaltenden geistlichen Zeugnis von Pfarrer Busch und anderen Mitarbeitenden im Jugendhaus in Essen und von der neu entstandenen Kichengemeinde in Essen-Werden und ihrem Pfarrer, der aus der Bekennenden Kirche kam.

Ich hatte mich entschlossen Theologie zu studieren, absolvierte davor aber auf Anraten meines Vaters, für das ich sehr dankbar bin, eine Lehre als Stahlbauschlosser in Essen, die ich mit der Gesellenprüfung abschloss. Im Herbst 1954 begann ich mit dem Theologiestudium zunächst in der Theologischen Schule in Bethel bei Bielefeld, dann an den Universitäten Tübingen, Basel, Heidelberg und Bonn. Sehr dankbar war ich für ein Stipendium durch die Studienstiftung des deutschen Volkes. Verbindungen zu einzelnen Hochschullehrern haben mich sehr im Studium und bei der Vorbereitung auf spätere Aufgaben geprägt, dafür bin ich sehr dankbar. Auch das Leben in der Studentengemeinde hat mir sehr geholfen.

Ich war die ganze Zeit Doppelmitglied in der Landeskirche und in der Herrnhuter Brüdergemeine. Als ich dann 1960 auf das Examen bei der Rheinischen Landeskirche zuzug, fragte mich die Brüdergemeine, ob ich bereit sein würde, als Mitarbeiter in der

theologischen Ausbildung in den Dienst der Herrnhuter Brüdergemeine in Südafrika zu treten. Nach einigem Suchen sagte ich „ja“, absolvierte das Examen 1960 und bewarb mich auf Empfehlung der Brüdergemeine für ein Stipendium für ein Jahr Studium in Bethlehem/Pa. Es war ein Reisestipendium. Dies sollte mir sprachlich, theologisch und kirchlich zur Tätigkeit in Südafrika helfen. Dieses Studium, kombiniert mit dem Vikariat in einer Gemeinde, in jener Zeit in den Vereinigten Staaten, hat mir sehr geholfen.

Inzwischen hatte ich meine spätere Frau, Marie-Luise Stähelin, eine Herrnhuterin aus



Hochzeit in Basel

Basel, kennengelernt. Ich kehrte 1961 aus den USA zurück, wir heirateten Ende 1961 und reisten im Januar 1962 nach Südafrika aus.

Wir waren zur Mitarbeit in der theologischen Ausbildung berufen worden im westlichen Teil der Herrnhuter Brüdergemeine in Südafrika, also unter den sogenannten Farbigen. Von Anfang an wurden wir gebeten, die Arbeit in der theologischen Ausbildung mit der persönlichen Arbeit als Pfarrerehepaar in einer Gemeinde zu verbinden. So arbeiteten wir zunächst im Jahr 1962 in Clarkson, einer Missionsstation der Brüdergemeine westlich von Port Elizabeth, dann 1963 bis 1970, in Port Elizabeth in einer Township für Farbige. Die Gemeinschaft mit den Studierenden und mit der Gemeinde war für uns der Schlüssel zur Gemeinschaft mit bedrohten Menschen, die uns in ihrer Mitte aufnahmen. Es war die Zeit der Apartheid im Stadium der gewaltsamen Unterdrückung aller im Land, die nicht weiß waren. Wir lernten den geistlich begründeten und gewaltlos geübten Widerstand kennen und wuchsen in ihn hinein.

Ende 1962, Anfang 1964 und Anfang 1967 wurden unsere drei Kinder geboren, die auch in diese besondere Gemeinschaft hineinwuchsen. Am theologischen Seminar, an dem ich unterrichtete, bildeten wir Studierende aus, die ein volles Studium absolvierten und bereits Berufstätige – meist Lehrer – die sich im berufsbegleitenden Studium für eine Pfarrertätigkeit vorbereiteten. Die Ausbildung war in einem gemeinsamen akademischen Diplom auf ökumenischer Basis mit anderen Kirchen in Lehrplan und Examen geordnet. Wir lebten in einer guten Gemeinschaft des Lehrens und Lernens.



In Südafrika mit den ersten beiden Kindern Marianne und Andreas.

Ab etwa 1966 zeichnete sich bei meiner Frau eine schwere Erkrankung in Form von gutartiger Tumorbildung in den Nervenzentren ab. Sie wurde schon in Port Elizabeth operiert. Am Ende des Jahres 1968 reisten wir zu unserem ersten Heimaturlaub nach Europa. Pfingsten 1969 verstarb meine Frau nach einer zweiten Operation in Zürich in der Schweiz. Ihr jüngster Bruder und seine Frau gingen mit mir und den Kindern zurück nach Port Elizabeth. Ihre Hilfe und die vieler Menschen in Europa und Süd Afrika waren ein großer Segen für uns.

Im Sommer 1970 schlossen meine zweite Frau, Anne Marguerite Reichel und ich die Ehe, sie heiratete mich mit den drei Kindern und trat mit in unser Leben und in unsere Arbeit. Durch die Apartheits-Gesetzgebung wurde die Kirche gezwungen, das Theologische Seminar nach Kapstadt zu verlegen; so zog unsere Familie auch um und wir lebten von 1971 bis 1975 dort. 1972 wurde unsere jüngste Tochter geboren. Es stellte sich heraus, dass zwei der älteren Kinder die Krankheit der Mutter geerbt hatten. Wegen der jüngeren vor allem mussten wir nach Europa zurückkehren. Die Brüdergemeinde berief uns nach Königsfeld im Schwarzwald in eine Doppelgemeinde aus Brüdergemeinde und Landeskirche. Wir wurden in eine lebendige Gemeinschaft aufgenommen und haben von 1975 an bis 1984 dort gelebt und gedient – in den Herausforderungen des Schul- und Kurortes und dem Geschenk der ökumenischen Gemeinschaft. Unsere kranke Tochter verstarb 1978.

1984 wurden wir in die Arbeit der Herrnhuter Brüdergemeinde in der Schweiz berufen. Wir haben zunächst von 1984 bis 1989 die Brüdergemeinde in Bern, die Arbeit der Brüdergemeinde in der französischen Schweiz und die Schule in Montmirail von Bern aus begleitet, dann alle drei Aufgabengebiete von 1989 bis 1996 von Montmirail aus. Die Begegnung mit der französischen Sprach- und Kulturwelt in der Schweiz war eine besondere Erfahrung, meine Frau mit Französisch als Muttersprache, aber in Basel aufgewachsen, war da eine sehr große Hilfe.

Die Arbeit war eine Einheit von Gemeindefarbeit, ökumenischer Gemeinschaft,

Vertretung der Mission und der weltweiten kirchlichen

Verbindungen. Während dieser Zeit wurde ich Ende 1987 zu einem Bischof der Brüder-Unität gewählt und Anfang 1988 in Wabern bei Bern zu einem Bischof eingesetzt. Das Bischofsamt ist in der Brüdergemeinde ein Seelsorge- und Fürbittamt und es ist ein Amt in der gesamten Brüder-Unität weltweit. Besonders dieses Amt, wie alle Aufgaben, waren und sind mir nicht Druck und Last, sondern Segen. Dies unter der Leitung unseres Herrn und in der Gemeinschaft der Schwestern und Brüder. Das gilt auch besonders seit unserem Ruhestand ab 1997, für den wir nach Bad Boll umgezogen sind. Wir leben auch hier in einer lebendigen Geschwisterschaft, am Ort und in der Umgebung, mit den großen Aufgaben und Möglichkeiten in unserer heutigen Zeit und Welt, mit allem Leid und aller immer wieder aufschimmernden Freude.

Dafür danke ich Gott, meiner Frau, unseren Kindern, der Gemeinde hier und weltweit.



Henning Schlimm an einer Synode 2006 in Neuwied, im Gespräch mit Mechthild Müller, im Hintergrund Christoph Hartmann

Hier endet der selbstgeschriebene Lebenslauf. In den folgenden Jahren hat Henning Schlimm noch schwere Krankheit erleben müssen. Mehrere Herz-Operationen und eine Tumorerkrankung mit den entsprechenden Behandlungen brachten ihn an den Rand des Todes. Trotz der bleibenden Schwäche hat er in den letzten Jahren zwar ausserhalb von Bad Boll nicht mehr physisch anwesend sein können, war aber präsent durch sein Mitdenken, Fürbeten und seine schriftlichen Grüsse, meist Postkarten. Vor allem hielt er telefonisch Kontakt mit Menschen in aller Welt. Nach kurzem Spitalaufenthalt ist er dann am 16. Juli 2017 heimgegangen.

FREIHEIT

Zweimal Kindheit

Zum Thema „frei“ in den Informationen des Cevi Zürich (2/2002) hat Henning Schlimm einen (hier leicht gekürzten) Rückblick auf die schon im Lebenslauf erwähnte Phase der Kinderlandverschickung gehalten.

Als Kind in Hitler-Deutschland

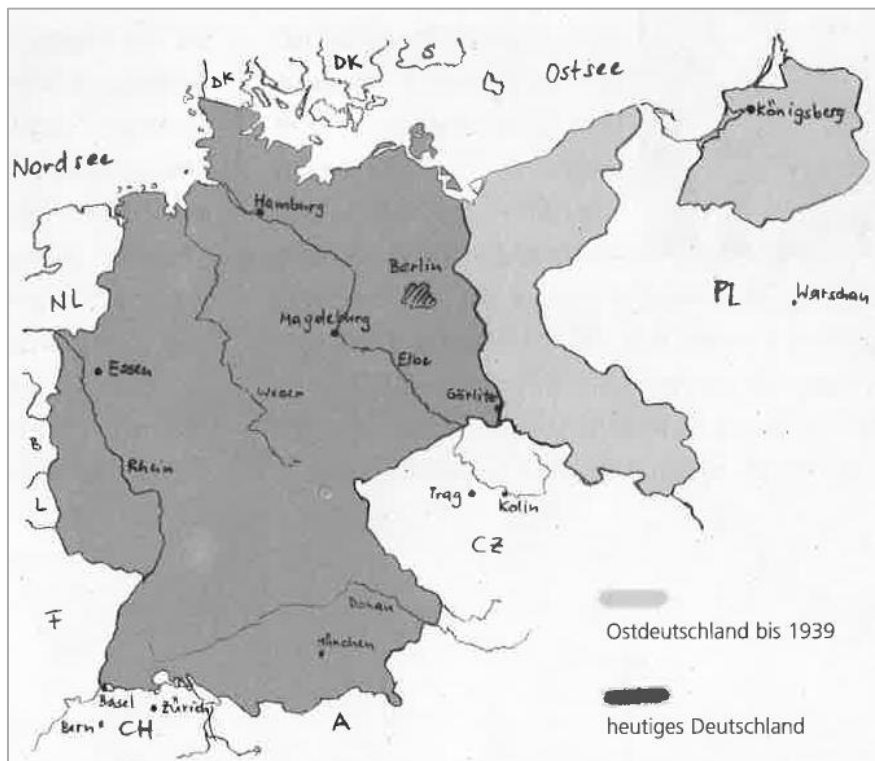
Ich habe in einer Zeit, in der unter normalen Umständen ein Kind im Schutz des Elternhauses lebt, mit 11 Jahren schon, meinen Weg allein gehen müssen. Anfang 1943 war unser Schulgebäude im Bombenkrieg ... total zerstört worden. Jetzt wurde unausweichlich, was schon propagandistisch angeboten und auch geschickt angedroht worden war: die «KLV», offizieller Name «Kinderlandverschickung», wir sagten «Kinderlandverschleppung. In unserem Fall in das «Protectorat Böhmen und Mähren», die damals annektierte heutige Tschechische Republik. ...Dort lebten wir in Lagergemeinschaften, mit einem Teil unserer Lehrer, mit vielen unserer Schulkameraden, aber im täglichen Zwang der Uniform und des Dienstes des «Jungvolks der Hitlerjugend». Da waren wir total unfrei, es gab einen fremden «Lagermannschaftsführer», der unser Leben zu bestimmen hatte.

Gott sei Dank hatten uns unsere Eltern mit viel Mut ... in einen Raum der Freiheit geführt, so dass wir den Zwang der Ideologie und den Sog

der Volksbegeisterung erkennen und uns dagegen wehren konnten. Es war die Freiheit in der Nachfolge Jesu.

Genau an dieser Stelle hatte Wilhelm Busch uns bei unseren wöchentlichen Begegnungen am Samstag im Weiglehaus geholfen, übrigens auch durch sein stilles Zeugnis des Widerstands, der ihn in diesen Jahren ins Gefängnis der Gestapo in Essen führte, von dem er uns dann nach der Freilassung wieder erzählte. ...Er gab uns ganz einfache, verständliche Ratschläge mit. Er sagte uns, wie wir als Kinder, ohne die Hilfe Erwachsener, eine kleine Andacht halten könnten. Ganz praktisch: welchen Text aus der Bibel lesen, wie beten. In meinem Tagebuch aus jener Zeit steht unter dem 13. Juni 1943: „Am Sonntagmorgen machten wir eine kleine Andacht in Stube 10. So fingen wir das Pfingstfest mit frohem Herzen an. Wir werden jetzt öfters solch eine Andacht halten.“ Das klingt etwas pathetisch, ich weiss. Aber ich besinne mich darauf, dass dies Zeichen der Freiheit waren. Gewiss, der Einfluss der geschickt gesteuerten Begeisterung und auch des Denkens in den hierarchischen Stufen des Jungvolks mit den verlockenden Beförderungen in einem ausgeklügelten Führungsprinzip war gross. Wir fielen auf vieles herein und ich habe manches geglaubt, aber die Orientierung zur Freiheit, die Hilfe zum Widerstehen war entscheidend. Und diese Hilfe habe ich von einzelnen Menschen erfahren; und in der Nachfolge Jesu, in der Freiheit des Glaubens haben mir auch meine Kameraden geholfen.

Im April 1943 erreichte mich der Befehl, sofort nach Essen zu reisen mit einer Gruppe von Jugendlichen, die alle zu einem Vorbereitungskurs für die „Adolf-Hitler-Schule“ (eine Eliteschule) an den Niederrhein einberufen waren. Ich war blond und blauäugig und wohl auch recht sanft und zu gehorsam. Das passte zunächst einmal in dies Bild und in einen möglichen Beginn einer Laufbahn mit unabsehbaren Folgen. Ich musste meinen Bruder und meine Klasse verlassen, reiste nach Prag und mit einem Transport quer durch das schon recht angeschlagene Deutschland. Danach wurden wir nach Hause entlassen mit der klaren Angabe, uns am nächsten Morgen bei der Bannführung der Hitlerjugend einzufinden. Ich sagte nichts davon, dass meine Mutter gar nicht zu Hause war, sondern bei meinen Grosseltern in Magdeburg. So kam ich auf besondere Weise frei. Ich rief von der Wohnung meine Mutter an – Vater war eingezogen zum Militär. Die Vermittlung durchs Fernamt dauerte lange. Ich bekam sie an den Apparat und fing an zu weinen. Mutter schickte mich zu einem Ehepaar aus der Bekennenden Kirche; dort übernachtete ich und fuhr mütterseelenallein nach Magdeburg. Erst als ich angereist war, rief Mutter bei der Bannführung in Essen an und sagte sehr geschickt, dass sie ja die Aufsichtspflicht über mich vernachlässigt hätten und sie keine andere Möglichkeit gesehen hätte, als mich zu sich zu rufen. So kam ich frei von dem Kurs und allem, was möglicherweise gefolgt wäre. Nach der Rückkehr trafen mich Vorwürfe und Demütigungen. Schlimmer war, dass ich selbst traurig war wegen der entgangenen



Beförderung zum «Oberhordenführer» im Jungvolk und die alle nach dem Kurs bekommen hatten. Nein, irgendetwas von Heldentum gibt es hier nicht. Ich wurde durch Gott bewahrt und einzelne Menschen haben mir dabei geholfen. Dafür bin ich dankbar.

Durch die kluge Fürsorge meines Bruders Klaus kam ich schon im Spätsommer 1943 aus der KLV heraus nach Ostpreussen, wo sich die ganze Familie getroffen hatten; und durch Vaters unermüdliche und geschickte Planung landete ich dann Anfang September in der Internatsschule der Brüdergemeinde in Niesky in der Oberlausitz. Dort erfuhr ich eine neuen Abschnitt in der „Erziehung zur Freiheit“. Bis zur Verstaatlichung dieser Schule zum 1.10.1944,

als uns wieder alle Freiheit genommen wurde, und zur Flucht zurück nach Essen im Februar 1945 habe ich immer wieder Zeichen der Freiheit im totalitären System und in der Flut der Kriegsgewalt, Judenverfolgung und des Feindeshasses erfahren. Sie sind mir geblieben.

Im Sommer 1945 konnten wir die erste Freizeit nach dem Krieg halten, in der Nähe von Siegen, zusammen mit Wilhelm Busch. An dieser Stelle fand ich zum persönlichen Glauben, auf eine stille und ganz unaufdringliche Weise, eben in der Freiheit. Dieser Herr hat mir im weiteren Leben geholfen, so wie ich ihn dort gefunden hatte, oder: er mich.

Den deutlich älteren Bruder in der Nachkriegszeit beschreibt folgende kleine Episode von Sabine Staehelin-Schlimm.

Der grosse Bruder, oder: Am Schiefenberg

Ich bin krank und liege „unten“, d. h. in unserem Esszimmer am Schiefenberg im Bett, fest eingerollt in ein Bettuch und umhüllt von einer kratzenden Woldecke und anderem wärmenden Material, das Ganze eine sogenannte Schwitzkur, von Doktor Paskert verordnet, um Fieber und Grippe zu vertreiben. Um mich herum ist es halbdunkel, aber Henning sitzt im selben Zimmer am Esstisch unter der hellleuchtenden Lampe. Vor ihm die Schreibmaschine, auf die er zeigefingerweise eintippt.

Er muss noch Briefe schreiben. Ich finde es beruhigend und spannend zugleich so dabei zu sein. „An wen schreibst Du jetzt gerade?“ ich darf ihn jederzeit unterbrechen und er antwortet mir. So höre ich Namen von Menschen, die ich für immer behalte, auch wenn ich ihnen kaum in meinem Leben begegnen werde.

Ich bin stolz auf meinen Bruder, weil er so viele Menschen kennt. Er sagt: „Komm wir stellen das Radio an“. Er dreht am Knopf, um einen Sender zu suchen... „Bina hör mal...ein Brandenburgisches Konzert..“.

Henning ist entzückt, er liebt die Barockmusik und er erkennt sie, er hört sie heraus. Das macht mir besonderen Eindruck. Ich weiss gar nicht woher er gerade diese Musik kennt; zu der Zeit haben wir ja nur ein Radio mit vielerlei Sendungen und ins Konzert geht man nicht. Er freut sich an den schwungvollen, mitreissenden Klängen der verschiedenen Instrumente.

Manchmal „singsummend“ „bläst“ er mit, oder seine Hände und sein Kopf machen die Bewegungen in der Luft, die die Musik begleiten, obwohl er eigentlich bei seiner Schreibmaschinenarbeit bleibt. Immer wieder horcht er auf: „Hör doch mal diese Stelle...“ Ich höre mit und es gefällt mir. So prägt sich mir durch diese frühen, freudigen Momente des gemeinsamen Hörens diese Musik ein. Später sind es Teile aus dem Weihnachtsoratorium oder dem Messias, das Magnificat und das Weihnachtskonzert von Corelli, die ich durch ihn kennenlerne und die mich immer mit ihm verbinden werden. Es waren glückliche Momente der Geborgenheit und des Aufhorchens damals am Schiefenberg.

GERECHTIGKEIT

Rundbriefe aus Südafrika

Die ersten, prägenden Dienstjahre verbrachte Henning Schlimm in Südafrika. Diese Zeit wäre ein eigenes Heft wert: all die ökumenischen Kontakte zu Desmond Tutu oder Frederick Beyers Naudé, das Engagement in der christlichen Anti-Apartheits-Bewegung, die klare Solidarität mit den Geschwistern aus den verschiedenen Kulturen und Sprachen können hier nur durchschimmern. Die Texte sind redaktionell gekürzt, was nicht immer kenntlich gemacht worden ist.

α) Vor der Ausreise: Eine offene Tür

Januar 1962: Vor der Ausreise nach Südafrika zu stehen, ist wie vor einer offenen Tür angelangt zu sein. Unser Herr selbst macht uns die Tür auf und zeigt uns den Weg, wir haben ihn uns nicht selbst ausgesucht. In unserer Welt heute werden viele Türen zugeschlagen und verriegelt: Türen zwischen einzelnen Menschen, zwischen den Völkern. Zwischen den Christen am Theologischen Seminar der Brüdergemeine in Fairview bei Port Elizabeth in Südafrika ist wieder eine geöffnete Tür zwischen zwei Gebieten unserer Brüder-Unität, zwischen zwei Teilen der Kirche Jesu Christi. Wir sind dankbar dafür, dass wir wissen dürfen: unser Herr schickt uns nicht nur auf den Weg, sondern er gibt uns auch die Kraft, ihn zu gehen.

Wenn am 11. Januar 1962 unser Schiff Southampton in England verlässt, haben wir

eine ereignisreiche Zeit hinter uns. Am 18. November wurden wir im Zinzendorf-Haus in Basel getraut. Am 17. September kam ich nach einem einjährigen Studienaufenthalt in den Brüdergemeinen in den Vereinigten Staaten und in Kanada nach Deutschland zurück. Meine Braut war nicht lange zuvor von einem längeren Aufenthalt in Ägypten in die Schweiz zurückgekehrt.



Henning und Marie-Luise (Rilu) Schlimm-Stähelin

Wir freuen uns, dass unsere Ehe und unser gemeinsamer Dienst zur gleichen Zeit beginnen. Wir sind beide Doppelmitglieder in der Brüdergemeine und in der Landeskirche und nehmen das als eine besondere Führung Gottes, dass wir in beiden zu Hause sein dürfen. Unser Dienst geschieht nun in der Brüdergemeine. Wir sind dankbar dafür, dass wir auf diese Weise in dieser Dienstgemeinschaft stehen dürfen, in der wir allezeit besonders Aufrichtung und Ausrüstung empfangen haben: im Leben der Gemeinde, im Studium der Kirchengeschichte und der Theologie der Väter, in der Erfahrung, dass das

Erbe lebt und heute weiterzugeben ist und dass unsere weltweite Unität Wirklichkeit ist. ...So gehen Sie, die grosse Missionsgemeinde, mit uns durch die offene Tür, in Ihrem Gebet, in Ihren Gedanken, mit Ihrer Hilfe. Wir wissen, dass wir unseren Dienst im Namen Jesu und auch stellvertretend für andere mit tun. Wir danken für alle Ihre Hilfe, befehlen uns der Treue Gottes und der Fürbitte von Euch Geschwistern und grüssen Euch alle mit dem Wort unseres Herrn, wie es Offb. 3,8 aufgeschrieben ist: „Ich weiss deine Werke. Siehe, ich habe vor die gegebene eine offene Tür, und niemand kann sie zuschliessen“.

b) Clarkson und drei Ämter

1962: Schon in Kapstadt hatten wir gehört, dass wir einstweilen nach Clarkson, dem Hauptort der Brüdergemeine in der Tsitsikama gehen sollten. Tsitsikama heisst so viel wie: Viel Wasser. Es ist ein regenreicher, fruchtbarer Landstrich etwas 90 Meilen westlich von Port Elizabeth, zwischen dem Meer und den Bergen. In Clarkson wird dringend ein „Leraar“, d. h. ein vollamtlicher Pfarrer gebraucht. Geschwister Böhringer haben während der letzten Jahre hier gedient bis zu ihrem Urlaub, dann hat während des letzten Jahres Br. Krüger Clarkson mit seinen fünf Aussenstationen von Fairview aus mit versorgt. Es fehlt ganz dringend an Mitarbeitern! An sich waren wir ja an das Theologische Seminar in Fairview berufen. Nun ist das Seminar in zwei Teile geteilt worden. Br. Krüger hat etwa 15 Lehrerstudenten in Fairview. Sie stehen in unserem Schuldienst und machen nun zusätzlich noch eine theologische Ausbildung von vier Jahren mit, um dann in Schule und Kirche zugleich dienen zu können. Das Seminar hat

aber auch Vollstudenten; diese machen eine dreijährige Ausbildung durch und dienen dann als ordinierte Pfarrer in den Hauptgemeinden. Zurzeit haben wir zwei Vollstudenten, Bruder F. Moos (22 Jahre) aus der Salem-Gemeinde in Port Elizabeth und Bruder P. Jansen (33 Jahre) aus der Gemeinde Goedverwacht. Beide haben jetzt mit dem Kursus bei uns in Clarkson angefangen. Von Dienstag bis Freitag halten wir jeden Tag drei Stunden Unterricht in allen theologischen Fächern, einstweilen Griechisch, Neues und Altes Testament und Praktische Theologie.



F. Moos, P. Jansen, H. Schlimm in Clarkson

Als Teil des Seminars Fairview haben wir dauernd Kontakt mit den Brüdern. Br. Krüger

kommt einmal im Monat zu uns nach Clarkson. Ich halte einmal im Monat in Fairview eine Vorlesung über Sozialethik. Die Studenten sind fleissig und bemühen sich eifrig, viel zu lernen. In ??machen müssen nun erst die Grundlagen gelegt werden. Die Unterrichtssprache ist Afrikaans, das wir in ganz kurzer Zeit lernen mussten. Griechisch treiben wir zum Teil auf Englisch, weil wir ein englisches Lehrbuch benutzen. Wir lesen auch holländische und amerikanische theologische Bücher, weil es nicht allzu viele geeignete in Afrikaans gibt. Ein riesiges, weites und schönes Arbeitsfeld!

Von „afrikanischem Tempo“, das unter Farbigen, Schwarzen und auch Weissen durchaus anzutreffen ist, spüren wir nichts. Neben der Arbeit am Seminar bin ich Pfarrer für Clarkson, eine Gemeinde von ca. 800 Farbigen sowie 5 Aussenstationen. Dort halten die Schulleiter an jedem Sonntag die Predigt. Taufe, Abendmahl und Konfirmation (einmal im Vierteljahr) sind Amt des Pfarrers von Clarkson.

Gleichzeitig bin ich Schulverwalter für zehn brüderische Schulen in der Tsitsikama. Sämtlicher Schriftverkehr mit der Regierung, alle Fragen der Anstellung der Lehrkräfte und der Unterhaltung der Gebäude gehen über uns. Wir haben damit begonnen, jeden Monat einmal eine Konferenz für alle brüderischen Lehrer aus der Tsitsikama zu halten. Dort sind wir etwa 20 Brüder, es ist eine Art Pfarrkonvent. Es ist ein dringendes Bedürfnis der Brüder, die zum Teil ganz allein auf sehr einsamen Aussenposten wirken, sich im Bruderkreis auszusprechen!

Das dritte Amt ist unser Dienst in der Gemeinde Clarkson. Der Ort wurde 1839 von Brüdern gegründet, ursprünglich für Schwarze, dann für

Schwarze und Farbige, jetzt leben hier nur noch Farbige. Clarkson liegt einzig schön, an die kahlen Berge gelehnt. Man sieht über weites Feld auf das Meer. Die „Werft“, also Kirche, Schule, Missionsgeschäft und Missionshaus liegen unter hohen, alten Bäumen, umgeben von schönen Gärten und fruchtbaren Feldern. ...In der Schule sind etwa 22 Kinder, die von sechs Lehrkräften unterrichtet werden. Kirchengemeinde und politische Gemeinde sind identisch, wie im alten Herrnhut. Das macht die Arbeit zugleich leicht und schwer!

Es gibt einen Kirchenrat und eine Aufseher-Konferenz, die zusammen mit dem Pfarrer, der von beidem der Vorsitzende ist, die Gemeinde leiten. ...Der Pfarrer ist gleichzeitig von der Regierung berufener Hilfs-Standesbeamter. Sämtliche Geburts- und Sterbefälle des Ortes und der Umgebung müssen hier registriert werden. Auch die Verwaltung des Geldes und das Führen der Bücher ist ganz in den Händen des Pfarrers. Meine Frau und ich leben in dem riesigen alten Missionshaus, mit grossem Garten. Beides war ursprünglich für zwei Familien bestimmt. Ohne Strom und mit Wasser aus dem Tank ist die Hausarbeit oft recht mühsam. Wir teilen uns aber in alle Arbeit, so gut das geht und sind glücklich dabei! Meine Frau hilft in der Gemeinde und führt die Bücher.

Ganz entscheidende Missionsarbeit auf ihre Weise tun Geschwister Frey, die den Missionsladen, den „Winkel“, haben und vor allem eine grosse Landwirtschaft in Clarkson neu aufbauen. ...Geschwister Frey haben eine ganze Reihe Leute in Geschäft und Landwirtschaft beschäftigt, haben mit fast allen Clarksonern Kontakt und können so manches Wort Gottes in ent-

scheidenden Augenblicken sagen und allezeit ein Zeugnis geben. Ihre Arbeit ist auch eine wichtige Hilfe für die äussere Entwicklung Clarksons, indem sie Beispiel gibt.

c) Theologisches Seminar - Lehren und Lernen



Ein Seminarkurs

Januar 1964: Unser Weg hat uns in diesem Jahr von Clarkson weg geführt nach Port Elizabeth; das Jahr war voll von für uns sehr bedeutsamen Ereignissen. ...Am 1. Februar begann wieder das Seminar; die beiden Vollstudenten, die mit uns in Clarkson gewesen waren, stiessen nun zu der Hauptgruppe der Studenten. Mit einem weiteren Vollstudenten waren es 13 Lehrer- und 3 Vollstudenten. Ich war für dieses eine Jahr berufen, ganz am Theologischen Seminar zu arbeiten. Die Arbeit hat uns viel Freude gemacht und mich auch ganz ausgefüllt. Wir freuten uns, dass ich auf diese Weise auch viel zu Hause im Studierzimmer sein konnte. ...Einmal

im Monat kamen wir in der Seminargemeinschaft, d.h. auch mit den Frauen, zu einer Bibelarbeit. Das hat uns alle sehr zusammen geführt. Wir wohnten während dieses Jahres etwas ausserhalb von Fairview in einer sogenannten Township in einem sehr schönen, modernen Haus.

Merkwürdig, wie eng Prüfen - auch das gehörte zu meiner Arbeit - und Geprüftwerden beieinander liegen Für mich war es eine Schule der Demut und der Barmherzigkeit! Anfang Februar bekam ich die Themen ... zum 2. Theologischen Examen, das ich durch die Vermittlung der Brüdergemeinde bei der Rheinischen Kirche ablegte. Anfang Juni waren die beiden Klausurarbeiten, am 5. Juli der Tag der mündlichen Prüfung. Oberkirchenrat Schlingensiepen kam dazu von Düsseldorf (Deutschland) hierher, der auf einer grösseren Reise durch Südwestafrika war; weiter prüften Br. Krüger (der Leiter des Seminars), Pfarrer Peschel von der deutschen Gemeinde in P.E. und Br. Hecht, Dozent für AT an einem University College in Fort Hare. Es ging alles zu „wie in Düsseldorf“.

In der weiteren Zeit dieses Jahres waren wir dann ganz am Seminar tätig. ...Im Evangelisten-Kursus, den ich jeden Samstagabend hielt, sind zur Zeit 9 Brüder dabei, die auch alle mehr oder weniger treu kommen. Wir studieren zunächst die Bibel, später sollen dann praktische Übungen folgen. Die Brüder sind zum Teil ältere erfahrene Helfer der Gemeinde, zum Teil jüngere Mitglieder. Wir versuchen, ihnen etwas neue oder bessere Ausrüstung für ihren nebenamtlichen Dienst in den Kirchenräten und gemeindlichen Gruppe zu geben. Inzwischen sind wir berufen worden, um ab 1. März 1964 die Leitung

des Theologischen Seminars zu übernehmen, und dazu die Gemeinde Fairview.

...Wir sind uns dessen bewusst, dass schon nach so kurzer Zeit eine grosse Last von Verantwortung auf uns gelegt wird. Wir wagen aber den Dienst im Hinblick zu unserem Herrn, der uns gerufen hat und uns auch die Kraft geben wird, seine Befehle auszuführen.

d) Unterwegs und in Fairview

Februar 1966: In diesem Jahr sind wir zum ersten Mal in unseren Ferien in Südafrika auf eine längere Fahrt gegangen. ...Wir haben vier Wochen Urlaub ohne Unterbrechung genommen, je eine davon zur Reise, knapp 14 Tage sind wir hier auf einer wunderschönen Farm im nördlichen Transvaal; sie gehört einer über einen Schwager von Rilü verwandten ursprünglich Schweizer Familie.

Auf der Hinfahrt besuchten wir zunächst in Silo Sr. Fabian, am nächsten Morgen dann Br. Fabian, den Stationsmissionar, der leider in Queenstown im Krankenhaus liegt. Wir hatten den ganzen Tag Regen. Nach einer Tagesfahrt nur über ungeteerte Strassen im Regen waren wir einigermassen erledigt, als wir in Matatiele ankamen. Br. Nielsen sagte uns übers Telefon von Mvenyane aus, dass die Strasse über die Berge in ihrem letzten Stück sehr schlecht sei; er werde uns mit seinem starken Auto mit Ketten holen. Nach einer tollen Fahrt, fast immer im Wolkennebel, so dass man kaum etwas sehen konnte, kamen wir bei der verabredeten Farm an. Der Farmer versorgte uns mit Tee und Brot. Dann kamen Geschw. Nielsen, und eine der abenteuerlichsten Fahrten, die wir je erlebt haben, begann. Wir verloren die Ketten von bei-

den Hinterrädern und blieben trotz Schaufel und Säcken quer zum Weg bis zu den Achsen im Schlamm stecken. Sr. Nielsen lief barfuss zur nächsten Farm, etwa eine Stunde entfernt; Br. Nielsen und ich gingen die Ketten suchen, Rilü blieb mit den schlafenden Kindern im Auto in ganz einsamer Gegend. Um 23 Uhr kamen wir schliesslich in Mvenyane an, nachdem der Farmer mit dem Trecker uns herausgezogen hatte. Wir blieben dann einen Tag länger als geplant in Mvenyane; ich genoss vor allem die theologischen Gespräche mit Br. Nielsen, der über Zinzendorf promoviert hat. - Statt nach urban fahren wir dann nur nach Pietermaritzburg und von dort nach Johannesburg zu meinem Vetter und seiner Frau, die Weihnachten und Neujahr bei uns verbracht hatten. Einen Nachmittag lang besuchten wir Sr. von der Heyde, die unsere Arbeit unter den Farbigen ein Jahr lang getan hat; mit ihr zusammen waren wir auch in Newclare. Auf der Rückfahrt wollen wir nach Pretoria zu einem Bekannten aus meiner USA-Zeit, dann zu Geschw. Baudert nach Johannesburg ... und schliesslich über Durban nach Hause. Die Fahrt durch das weite Land und die Begegnung mit anderen Menschen hat uns manche neue Perspektive eröffnet.

Ich persönlich hatte im vergangenen Jahr die ganz hervorragende Möglichkeit, als Vertreter unserer Kirche (in Südafrika Mitglied im Rat der Kirchen auf lutherischer Grundlage) an der 3. All-Afrikanischen Lutherischen Konferenz in Addis-Abeba teilzunehmen. Die Konferenz war eine glaubensstärkende Erfahrung, selbst zu erleben, wie Gott Christen aus verschiedenen Ländern im Gespräch über der Bibel aus verschiedenen Meinungen zusammenführt zu

geistlicher Gemeinschaft und zu einem neuen Zeugnis. Das Thema hiess: «A living church in a changing society». ...Auf der Reise dorthin durfte ich 10 Tage lang die Arbeit der Brüdergemeine im südlichen Hochland von Tansania besuchen. Die Geschwister dort haben mir mit viel Liebe und Geduld so viele Begegnungen und Besuche wie nur irgend möglich verschafft, so dass der Aufenthalt dort trotz der vielen Reiserei eine Erquickung in jeder Beziehung war.

Fairview
declared
White
township

Herald Reporter

TWO predominantly Coloured townships — Fairview and Salisbury Park — have been declared White areas in terms of a proclamation published in the Government Gazette.

In Port Elizabeth and Walmer last night, some welcomed the proclamation, others were distressed by it.

More than 9,000 Coloureds, owning property worth R517,900, will have to leave Fairview. Six hundred Europeans living in the township own property worth R98,000.

There are also five Coloured schools and seven Coloured churches in the 67-year-old township.

Ausschnitt aus dem „Eastern Province HERALD“ vom 12.6.1965

In der Arbeit in Fairview in Gemeinde und Seminar hat uns besonders hart die Erklärung (am 22. April 1965) zu einem "weissen Wohngebiet" getroffen. Unsere Gemeinde muss in absehbarer Zeit den Ort verlassen, der immer reines Farbigen-Wohngebiet war, aber jetzt zu nahe am "weissen" Wohngebiet liegt.

Sie müssen in ein Gebiet, das jetzt weit ausserhalb der Stadt erschlossen wird, umziehen. Die Kirche steht erst etwas über 10 Jahre.

Am ersten Sonntagabend nach der schweren Nachricht hielt ich im Gottesdienst eine Ansprache über Sacharja 4, 6 (nicht durch Heer oder Kraft, sondern durch meinen Geist). Dieses Wort wurde uns auch von anderen Geschwistern zugerufen und hat uns entscheidend weitergeholfen. Besonders hart trifft es unsere Geschwister in der Nebengemeinde Willowdene, die schon vor etwa 10 Jahren aus einer "location", wo sie mit Schwarzen zusammen gewohnt hatten, in einen Teil Fairviews umziehen mussten. Die Gefahr ist, dass die Leute verbittert oder gleichgültig werden, und dass die



Kirche der Brüdergemeine in Fairview

Gemeindefarbeit einstweilen am alten Ort nicht mehr mit dem gleichen Eifer getan wird. Wir sind dankbar, dass Gottes Geist auf mannigfaltige Weise am Werk war. Weiterhin halten wir Ausschau nach Möglichkeiten, unseren Gemeindegliedern eventuell eine gemeinsame Umsiedelung zu ermöglichen, so dass sie in einer vergleichsweise ähnlichen Atmosphäre zusammenbleiben können. Wir wollen dies versuchen, ohne uns in irgendeiner Weise mit bestimmten Grundsätzen der Regierungspolitik zu identifizieren. - Seit Anfang des Jahres haben wir eine vierte Aussenstation, Rocklands, eine unserer Schulen ausserhalb der Stadt. Dankbar sind wir, das Br. Schüle, der Kollege im Seminar, im Wesentlichen die Bedienung übernommen hat. Unsere Schule wächst, obwohl das Schicksal Fairviews besiegelt ist; wir haben jetzt fast 500 Kinder und 14 Lehrkräfte. Der Schulleiter, Br. Oliver, hilft neben seiner immensen Arbeit uns noch regelmässig mit Predigtstunden und vertritt uns während unseres Urlaubs.

Fortsetzung der Nachricht über Fairview aus dem „Eastern Province HERALD“ vom 12.6.1965 mit der Karte des betroffenen Gebiets

He describes spectacular view of earth

HOUSTON.—Sapa-Rtr.

ASTRONAUT Edward White said here he had no feeling of fear during his 20-minute tethered "swim" outside the Gemini spacecraft last week. "I felt completely natural out there," he told a televised Press conference.

White and fellow-pilot James McDivitt told the story of their four-day flight to an audience that included their wives and families.

White also commented on the 12-minute colour film of his space "swim" taken by a camera he attached to the outside of the spacecraft.

White said he experienced no sensation of falling and very little sensation of speed.

He was more comfortable out in space protected only by his special suit than he had been inside the cramped spacecraft.

He found he could manoeuvre easily with his little oxygen space gun, which he had used to fire himself out of the spacecraft.

When he ran out of fuel, he had to use his 25-foot lifeline to manoeuvre with. "This was the time I sure wished I had a little more fuel for my gun."

Walked

He said he had walked three or four steps on the rear of the spacecraft until the pull of the lifeline swept his weightless feet from under him.

There was little exertion involved in mounting the camera at the start and then closing the bulky hatch over his seat in the spacecraft at the end.

"I was sorry to see it draw to a close," he added. "I was honestly reluctant about coming back in because it was a wonderful part of the mission."

The view from more than 100 miles up in space was "just spectacular" and even better than that while flying at 40,000 feet because of the lack of any atmospheric haze.

He could see the wakes of ships at sea, cities, roads, airport runways and the small lakes

in Texas in the area of the manned spacecraft centre here.

He also recalled the sweeping tip of Florida, Cuba, Hispaniola and Puerto Rica seen in one glance just towards the end of the "extra-vehicular activity."

McDivitt said they failed to rendezvous with the second stage of their Titan booster rocket because the spent rocket tumbled end-over-end away from them much faster than anyone had expected.

Drastic

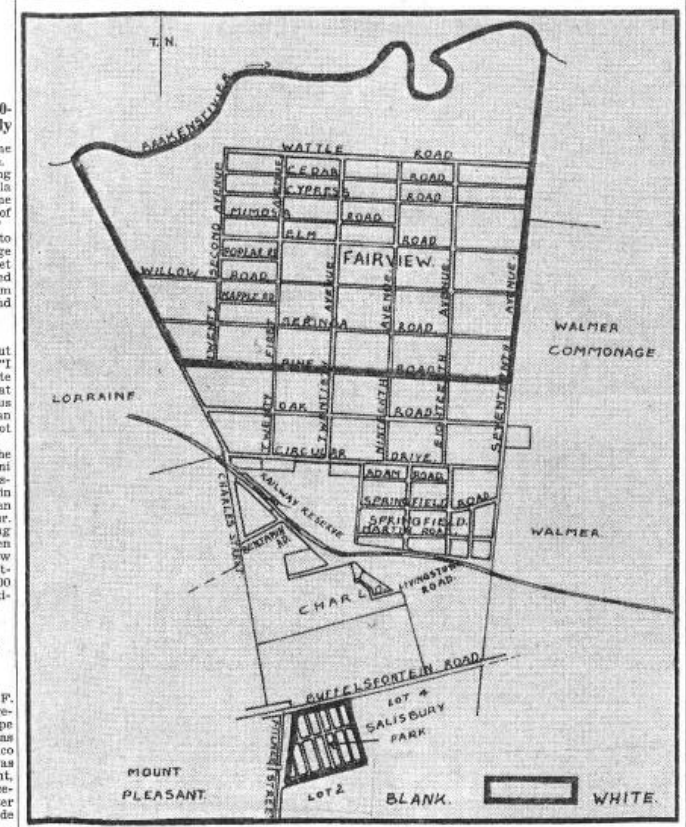
He tried some drastic but futile manoeuvres, and added: "I think that we've learned quite a lot. The big thing is that orbital mechanics in rendezvous are a little more difficult than anticipated but certainly not impossible."

McDivitt also described the beauty of the re-entry as Gemini 4 dived into the resisting atmosphere and slowed down within minutes from 17,000 miles an hour to under 700 miles an hour. "We saw pink light coming up around the spacecraft, then orange and redder and then saw green" as the temperature outside built up to more than 3,000 deg. F. "It was the most beautiful sight I've ever seen."

Administrator's deputy named

CAPE TOWN.—Mr D. P. Conradie, member of the management committee of the Cape Provincial Council, will act as Administrator while Mr Nico Mabin is on leave. This was approved by the State President, Mr C. R. Swart. The announcement was made by the Minister of Interior, Senator J. J. de Klerk.—Sapa.

PROCLAIMED FOR WHITES



This map shows the portion of Fairview which has been proclaimed a White area. It is bounded by the Basakens River, 17th Avenue, Walmer, Pine Road and Circular Drive. The Fairview portion bounded by Pine Road, 17th Avenue, Circular Drive and the railway line on the Charles side was proclaimed White three years ago.

Postmaster for City named

PRETTY JAILBREAKER SHOOTS POLICEMAN

LONDON.—The girl then sat on the window-sill with the rifle, chain-grabbed the rifle barrel and a shot was heard. The bullet crazed

'No choice'
"Now we have no choice. My wife and our three married sons will all have to go. Where we will go I don't know," Mr Huckle said.
Mr M. Vieira, secretary of the Walmer West Ratepayers' Association, said: "The future of the two townships has been in the air far too long. The majority of the European ratepayers have

NACHFOLGE

Predigt über Matthäus 11, 28

Diese Predigt wurde von Henning Schlimm gehalten an der 5. Missionstagung in Montmirail am 12. Juni 1994.

Text: Kommt her zu mir, alle, die ihr mühselig und beladen seid; ich will euch erquicken.
Matthäus 11,28 (Wochenspruch)

Liebe Gemeinde, meine lieben Schwestern und Brüder:

Wir kennen alle die verschiedenen Rufe in unserem Leben, die wir hören oder die wir selbst ausstossen. „Geh weg!“ schreit jemand, der irgendwo durch will oder durch muss. „Vorsicht! Achtung!“ das klingt etwas vorsichtiger. „Hallo! Huhu!“ usw., wenn wir etwas mehr Zeit haben. „Hey. Geiht's no...“, ein Fluchwort oder „Das darf doch nicht wahr sein!“

Diese Worte Jesu werden oft „Heilandsruf“ genannt, das klingt in meinen Ohren etwas verniedlichend oder gar kitschig, jedenfalls wenig aufregend. Kommet her zu mir alle... In Wirklichkeit ist es ein lauter Zwischenruf Jesu: Hierher, die ihr euch abmüht, ihr Lastträger, ihr Lastträgerinnen. Vielleicht liegt das auch an dem Begriff „mühselig“, als wäre der, der Mühe hat, in der Bibel eigentlich selig.

Es kommt aber von Mühsal. Hierher! Hierher zu mir! Es ist ein Weckruf: Du musst aufstehen und kommen. Was ist das für ein Ruf Jesu?

1. Ein Ruf an alle

Als Kinder spielten wir in der Familie ein Spiel mit den Eltern. Vater oder Mutter riefen „Wer kommt in meine Arme?“ und wir antworteten „Ich“ und liefen los. Jesus ruft jeden einzelnen Menschen, das stimmt, aber der Ruf Jesu ist keine Privatsache. Die Arme Jesu sind für alle offen. Und er lässt sie sich auch durch niemand und nichts binden. Ich muss meine Arme frei haben. Er ruft alle, also ruft er auch uns, wir brauchen nicht zu resignieren und der Depression alles zu überlassen. Er ruft alle, das heisst aber auch, er ruft nicht nur mich und ich brauche nicht dem Hochmut, der Überheblichkeit Raum zu geben. Das ist ein wichtiges Prinzip für den Gemeindeaufbau. Und wir singen gewiss nicht die Schnulze „Wir kommen alle, alle, in den Himmel – weil wir so brav sind...“, aber wir werden uns noch wundern, wer da so alles in den Himmel kommt. Und darum ist es entscheidend, wie wir andere ansehen, die nicht Christen sind, z. B. muslimische Menschen, von denen wir in unserer Tagung viel gesprochen und gehört haben. Eben nicht: weil wir so brav sind, sondern: weil er ruft. Es liegt an ihm. Und er hat eben gesagt: Normalerweise kennt nur ein Sohn seinen Vater und nur ein Vater seinen Sohn, aber dieser Sohn gibt die Kenntnis weiter. Ein alter Mann ging zum Arzt und wollte wissen, ob er noch seinen Führerschein behalten kann. Der Arzt sagte. Wenn ich Ihr Sohn wäre würde ich sagen: geben Sie ihn ab, aber weil ich nur Ihr Arzt bin muss ich Ihnen sagen,

dass sie in behalten dürfen. Hier spricht der Sohn und macht uns zu Schwestern und Brüdern. So hören und verstehen wir den Ruf Jesu. Und damit wird er zum „Heilandsruf“.

2. Ein Ruf an die Beladenen

„Beladen“. Da stehen vor uns die Bilder von den Flüchtlingen, die qualvolle Not der Leute aus Ruanda z. B., die ihre wenige Habe auf dem Kopf tragen. Die Jungen, die mit einem oft riesigen Rucksackunterwegs sind, ganz oben drauf die eingerollte Matte. Und da sehe ich die smarten Manager mit dem kleinen Aktenkoffer, die, obwohl sie sonst nichts tragen auf mich wirken, als schlepten sie Bergelasten. Und da sind die Menschen, die auf den kleinen Anruf: Wie geht es Ihnen? loslegen mit einer Flut von Klagen, was sie alles zu tragen haben, wie schlecht es ihnen geht.

Da sind die belasteten Menschen aller Art. Jesus meint hier eine ganz besondere Last, wie wir einerseits sehr gut kennen, die aber andererseits oft nicht erkannt und zugegeben wird, auch von uns nicht.

Die Menschen in der Zeit Jesu kannten das „Joch“ sehr gut. Die Trageeinrichtung über den Schultern, an der man viel aufhängen kann. Sie kannten aber auch das Sklavenjoch der Gefangenen und Unterdrückten. Und sie kannten das „Joch des Gesetzes“. Du sollst, du musst, quäle dich ab, besiege dich selbst und beuge dich unter das Gesetz; wenn du es erfüllst, dann winkt dir Lohn. Leistung. Gewinn. Nicht die Last des Lebens, nicht die Schuld war die schwerste Last, sondern der richtende Anspruch des Gesetzes, das Leistungsprinzip. War? Ist nicht jede

Form von „Fundamentalismus“, von Grundforderungen, „So musst du es machen“, ein Spiegelbild für uns, gerade auch für uns Christen? Wir haben uns mit schuldig gemacht, so etwas einzuführen. Und davon macht Jesus uns frei. Diese Worte aus Matthäus 11 werden in der Osterliturgie der Brüdergemeinde am frühen Ostermorgen gesungen. Dieser ist der Herr: der Gekreuzigte und Auferstandene. Das ist der Tag: der Ostertag. So wird der Ruf Jesu vom Heilandsruf. Nicht ohne Gesetz, aber mit diesem Herrn, der mir hilft, der mich hält, dass ich nicht falle, oder andere zu Fall bringe. Kommt, ihr die ihr euch abmüht, die ihr alle Lasten tragen zu müssen meint. Gehe aufrecht, du Mensch. Beuge dich aber, um freiwillig die Lasten anderer zu tragen.

3. Ein Ruf zur Pause

Ich will euch erquicken: ich will euch eine Pause geben. Natürlich, um uns zu erquicken, uns „quick-lebendig“ zu machen. Hier steht das Wort: zur Ruhe kommen lassen, Pause machen. Eine Ruhepause, Frieden. Stillwerden. Mein Leben als Geschenk Gottes verstehen. Er macht mich frei. Er vergibt. Die Schuld loswerden, die Selbstvorwürfe abgeben. Die Hektik ablegen, mit der ich mich selbst antreibe und andere. Es ist aber viel mehr, etwas anderes als „Mach mal Pause, trink Coca-Cola“. Es ist die einzige wirkliche Unterbrechung des Zwanges, mit dem Menschen herrschen und beherrscht werden. Frei werden, freigeben, loslassen. Nicht andere schlecht machen, sondern einander in der Freiheit begegnen. Damit ist deutlich: die Pause ist nicht nur für mich, sondern auch für die anderen. Wer von Jesus lernt, eine Jüngerin, ein Jünger zu sein, ihm nachzufolgen,

kann auch anderen dazu verhelfen. Zinzendorf hat einmal von Montmirail gesagt „ich habe Montmirail... als ein commodos Plätzgen gefunden... zu einem Platz, wo die Pilger ihr geräth zuweilen trocken legen und die Schweitzer Brüder (und Schwestern) sich zuweilen ein Rendez-vous geben können...“

Aber nur, um mit einer heilsamen Unruhe loszuziehen, um anderen endlich zur dringend benötigten Ruhe, zum wahren Frieden zu verhelfen. So wird der Heilandsruf Jesu zur Einladung, die wir weitergeben. Komm, lass dich entlasten. Auf zu ihm! So wird das „Rendez-Vous“, das wir miteinander am „commoden Plätzgen“ haben, zur Pause, in der wir Frieden finden und wir lernen, den Zwischenruf Jesu in unserer Welt weiterzugeben.

Amen.



SCHULDBEKENNTNIS

Schuld bekennen - persönliche Erfahrungen

Dieser Text ist ein Ausschnitt aus einem längeren Artikel, den Henning Schlimm im Ruhestand verfasst hat.

Ich selbst habe als Mensch mit dem Jahrgang 1931 die Zeit des Nationalsozialismus und vor allem die Zeit des 2. Weltkriegs bewusst erlebt. Durch die besonderen Umstände der frühen Trennung von den Eltern (s. vordere Artikel, Anm. Hg.) habe ich sowohl den Nationalsozialismus als auch den Krieg intensiver erlebt als es unter "normalen" Umständen in diesem Lebensalter möglich ist. Es war sicher auch eine Gnade, dass unsere Eltern uns die Wahrheit über den Nationalsozialismus nicht vorenthalten haben, und dass sie auf behutsame und geschickte Weise uns zu einer kritischen Haltung verholfen haben als Geschwister in unserer Familie, die wir vieles gemeinsam erlebt haben. Dazu kam das besondere Geschenk des deutlichen Zeugnisses von Menschen wie Pfarrer Wilhelm Busch in Essen, Br. Gerhard Reichel in Neuwied und Br. Woldemar Knothe in Niesky. Ich verdanke diesen Brüdern und anderen Geschwistern sehr viel.

In Südafrika haben wir die besondere Erfahrung machen können, dass uns die Gemeinden Clarkson und Fairview, dann die Gemeinden

Bridgetown und Moravian Hill in ihre engste Gemeinschaft aufnahmen, wie vorher schon meine Frau Anne die Gemeinden in der damaligen Transkei, vor allem die in Mvenyane. In der Zeit des Höhepunktes der ideologisch vertretenen und mit Gewalt politisch durchgesetzten Apartheid war es möglich, mit "schwarzen" und "farbigen" Geschwistern aus der Brüdergemeinde ganz tiefen geistlichen und praktischen Kontakt zu haben. Das war das Geschenk dieser Geschwister an uns. Sie haben uns auch an ihrem Leiden teilhaben lassen, genauso, wie sie unser Leid mitgetragen haben. So haben sie uns auch Anteil gegeben am Versuch, nach der Wende in Südafrika 1990 Schuld zu erkennen, aufzudecken, zu bekennen im Licht der Erklärung von Rustenburg (230 Personen aus 80 Denominationen und 40 kirchlichen Organisationen) vom November 1990, und zwar als Brüdergemeinde in Südafrika. Auch hier kommt das Befreiende am Schuldbekennnis zum Ausdruck, wenn beide Seiten ihren Anteil an der Schuld bekennen, wenn die Bereitschaft zum Bekenntnis der Schuld beim einen Partner die gleiche Bereitschaft beim anderen hervorlockt, wenn einer dem anderen mit diesem Bekenntnis sozusagen zuvorkommt und wenn die mögliche drohende Umkehrung der Schuld oder die Fortsetzung durch eine solche Haltung vermieden werden kann (etwa Schwarze gegen Weiße, Farbige gegen Schwarze usw.).

Schliesslich ist mir zu verschiedenen Zeiten ein besonderes Geschenk gemacht worden. Ich habe verschiedene Male in Gesprächen über das Thema Schuld, vor allem „Schuld der Deutschen“, mit einzelnen Menschen anderer Völker erlebt, wie sie bei mir ein Bekenntnis der Schuld hervorgerufen haben, mir dann aber auch,

sozusagen stellvertretend, die Vergebung (auch für andere, ja für die Deutschen) zugesprochen haben. Das erste dieser Erlebnisse war 1949 in England, als ich in einem Zug eine unbekannte Dame traf, die mich anredete; sie hatte mich als Deutschen erkannt. Sie erzählte mir (als erstem Deutschen) die Geschichte ihres Sohnes, der als britischer Flieger-Soldat abgeschossen wurde und ums Leben kam. All ihr Leid brach hervor; sie vertraute es mir an und sagte dann: „And now I want to forgive you Germans for what you have done to my son and our family. (dt.: Und nun möchte ich Euch Deutschen vergeben für das, was ihr meinem Sohn und unserer Familie angetan habt.)“ Ich trage dieses Vermächtnis seither mit mir herum und möchte es gern weitergeben. Seither ist es mir verschiedene Male ähnlich gegangen: mit einem jüdischen Arzt 1967 in Port Elizabeth in Südafrika; mit einem Schweizer Pfarrer, der in der Resistance gegen die Deutschen in Frankreich gelebt hat, 1970 auch in Südafrika; mit einem Franzosen, der seinen Vater im 2. Weltkrieg verloren hat und selbst im Kindesalter als Mitglied der Resistance in der Gewalt der deutschen Besatzungsmacht, zu Pfingsten in Montécheux - er vertraute uns als ersten Deutschen seine Geschichte an und sprach uns Vergebung zu; bis zu einer Frau aus Lyon, die mir in diesem Jahr die Geschichte ihres von den Nazis gefolterten und umgebrachten Onkel anvertraute.

Ich denke, es ist genauso wichtig wie ein Versuch einer gedanklichen Erörterung, wenn wir uns solche Erfahrungen gegenseitig mitteilen und davon reden. Dies gehört zu einem notwendigen Prozess des Umgangs mit unserer persönlichen Schuld und der Schuld eines Volkes, wobei zwischen Schuld, Schuldgefühl,

Schulderkenntnis und Schuldbekennnis zu unterscheiden ist. In einem Artikel zu einer besonderen Schuld im Zusammenhang mit dem Holocaust las ich in diesen Tag, das „ihre Nachfahren bisher nicht bereit waren, zu dieser Schuld zu stehen oder die Geschichte wenigstens aufzuarbeiten.“ Dafür hat es mich aufs Tiefste bewegt, in der Erklärung von Rustenburg zu lesen: „Gott ... überraschte uns mit seiner Gnade, derer wir gewahr wurden, weil sie unsere Ängste und Zurückhaltung durchbrach. ...Wir bekennen, dass wir auf mancherlei Weise Apartheid praktiziert, unterstützt und zugelassen haben oder uns weigerten, der Apartheid Widerstand zu leisten.“ Dies Verhalten ist vorher deutlich als Sünde, d.h. Schuld bezeichnet worden. So heisst es, „dass wir ...Hoffnung nicht erfahren können, wenn wir nicht bereit sind, ganz mit der Vergangenheit zu brechen. Deshalb unser nachfolgendes Bekenntnis.“ Später heisst es dann: „Bekenntnis und Vergebung erfordern notwendigerweise Wiedergutmachung. Ohne sie ist ein Schuldbekennnis nicht vollständig.“

Wenn ich die These von Daniel Goldhagen vernehme von den Deutschen als „willigen Vollstreckern“ der Gedanken und Pläne Hitlers, dann scheint mir dies ein Gegenbeispiel zu sein von der Befreiung im Bekenntnis, der Vergebung und der Wiedergutmachung im Namen Jesu Christi.



Henning und Anne Schlimm, gegenwärtig, aber auch der Geschichte verbunden.

VERMÄCHTNIS

Was heisst „gutes Leben“ angesichts des Todes?

Diesen Text schickte Henning Schlimm auf Anfrage hin als schriftlichen Beitrag für eine Veranstaltung in Montmirail; er verfasste ihn am 3. Februar 2016.

Ich habe in meinem Leben und Dienst viel von anderen Menschen über dies gute Leben kennengelernt, vor allem von afrikanischen Menschen während unserer Zeit in Südafrika. Wir haben in der Gemeinschaft des Glaubens an unseren Herrn Jesus Christus manche Not von Krankheit und Sterben miteinander geteilt, ganz gleich an welchem Wohnsitz... Dafür bin ich sehr dankbar, für dieses Zusammen-Sein. Seit längerer Zeit, vor allem jetzt seit einigen Monaten bin ich selbst durch schwere Krankheitsnot gegangen. Es war eine grosse Herz-Operation, Darmkrebs und dann die allgemeine Schwäche des gesamten Organismus. Ich musste liegen, war im Krankenhaus, wurde von meiner Frau und der Familie, auch der Gemeinde treu begleitet; von Ärzten und Pflegenden, jetzt täglich von Schwestern der Diakoniestation.

Es geht mir besser, aber ich habe die Not des Alleinseins angesichts des nahenden Sterbens, aber auch die Angst vor dem Tod deutlich in

Erinnerung. Mit Gottes und der Menschen Hilfe habe ich einiges vom „guten Leben“ erfahren.

Ein Bruder hat im Krankenhaus mehrfach mit mir über das nahe Ende meines Lebens gesprochen und über den Übergang zu einem unbekanntem neuen Leben.

Mehrfach wurden mir kurze Bibelworte unter Angabe des Zusammenhangs vorgelesen. Das hat mich in meinem Herzen erreicht. Viele haben mir von ihrer Fürbitte gesagt und auch hier habe ich ihre Hilfe verspürt.

Für mich selbst ging es um die Erinnerung an meinen Lebens- und Glaubensweg und an die Menschen, die mich da begleitet haben; das war ein grosses Stück guten Lebens.

Zu diesen guten und hilfreichen Erfahrungen gehört aber auch noch etwas anderes: **das Loslassen**. Dazu gehören vor allem Aufgaben, die mir anvertraut waren. Es ging und geht darum, sie abzugeben im vollen Vertrauen, dass sie von anderen, sicher auch „anders“, wahrgenommen werden. Aber eben: es heisst, sich von diesen Aufgaben zu trennen.

Ich bin dabei, mich auch von vielem „Material“, vor allem Büchern, Papieren und Aufzeichnun-

gen zu trennen; ich hoffe, dass meine Zeit angesichts des Todes mir dabei hilft. Umgekehrt habe ich jetzt mehr Freiheit geschenkt bekommen, noch etwas zu meinem Lebenslauf zu schreiben.

Zum „guten Leben“ angesichts des Todes gehört auch eine Wahrnehmung neuer Art von den



Henning Schlimm mit Christoph Reichel in seinem Wohnzimmer in Bad Boll

Menschen um mich herum und in anderen Teilen der Welt. Wir sind miteinander unterwegs zum Leben in Gottes Reich, das wir nicht kennen; aber es ist doch, in aller Schwäche gesagt, Gottes Trost angesichts der Dunkelheit, des Todes. Dieser Trost, diese unsere Hoffnung, die wir auf unseren Herrn Jesus Christus setzen, ist unser, ist mein „gutes Leben“.

Aus der Abiturzeitung 1952

Wer kommt als Letzter zur Schule gerannt?
Der Henning ist's, als Langstreckler wohlbekannt.
Doch ist erst das Morgentraining vorüber,
ist er an Eifer uns allen über.
Er meint, er müsste alles tun,
die grosse Verantwortung lässt ihn nicht ruhn.
Und um seine vielen Pflichten
auch immer pünktlich zu verrichten,
schreibt er den wohlüberlegten Plan
ins Notizbuch, dass alles ist getan.
Doch auf der Strasse, im Verkehr, noch zu schreiben,
Henning, ich rat dir, lass das lieber bleiben!

Und zu guter Letzt: Schwimmbad-Besuch an einem verregneten (Ski-)
Lagertag (in den 1980ern)



Inhalt

Henning Schlimm,
Lebenslauf, Predigten,
Rundbriefe, weitere Texte:
Offenheit
Erfülltes Leben
Freiheit
Gerechtigkeit
Schuldbekennntnis
Vermächtnis

Impressum

Herrnhuter
in der Schweiz
Sekretariat
Leimenstrasse 10
4051 Basel
061 273 40 70
061 273 40 73 fax

Redaktion
Volker Schulz
Adresse s.o.
061 273 40 74

www.herrnhuter.ch